



Geert Mak

Wie Gott verschwand aus Jorwerd

Der Untergang
des Dorfes in Europa

*Aus dem Niederländischen
von Isabelle de Kegel*

Pantheon

Die niederländische Originalausgabe erschien unter dem Titel
Hoe God verdween uit Jorwerd 1996 bei Uitgeverij Atlas in Amsterdam.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Erste Auflage

Copyright dieser Ausgabe © 2026 by Pantheon Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Copyright der Originalausgabe © 1996 by Geert Mak
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1999
by Siedler Verlag, München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München
Umschlagmotiv: Gemeindearchiv Jorwerd
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-55528-6

www.pantheon-verlag.de

*Zum Gedenken an meine Mutter,
Geertje van der Molen*

Inhalt

Das Wunder des Bauens	11
Die Überlebenskünstler	40
Der Tanz auf dem Hochseil	56
Das Reich der Ordnung und des Papiers	72
Bauern beim Hindernislauf	87
Wie Gott verschwand aus Jorwerd...	113
Der Winter von 1979	146
Intermezzo: Der Turm und die hölzernen Gesichter	177
Akke van Zuiden, der gute Mensch von Jorwerd	197
Die Stadt, das Schloß und das Dorf	231
Eine Insel in der Zeit	262
Epilog	281
Danksagung	311
Bibliographie	315

Earst it wûnder fan it bouwen.
De bûthúsdoar stiet iepen; de man leit stiennen op inoar.
Hij bout in muorre. Op 'e muorre komt it stalhout.
Nêst him stiet de ridskiptsbak mei it machtich ark.
Sa is wol groeid wat fan alle tiden like!
Dan bout ek de jonge sels;
Yn 'e ierde graaft er hoalen en gongen,
Yn it sân bout er kanalen en sluzen en fan stien
tuorren en kastielen.

Dan it wûnder fan de foldiedigens fan de natûr.
It hôf leit bedutsen mei de grutte, reade, swietrokige fruchten,
Dy't de wyn naam fan de mânske beammen.
O de wille fan it rispjen, wrâlds rykdom lade
op de romme souder!
Dan de hege weiden, dy't ta de skuorredoar ynwraggelje;
En de blanke ierdfrucht út 'e fette grûn dold!

Soe it him wat jaan dat er opwoechs yn de ôf-te-eagjen
Libbensmienskip fan it doarp?
Dat er it bûthús koe en de skuorre, de tún en de greide?
Dat er op 'e poepestâl wie en mei de ûngetiders yn it haailân?
Dat er de lucht koe fan it hout wêr't oan 'e dyk it heiblok giet,
Fan it boat by it fûkfandeljen en fan 'e taan yn
fiskermansefterhús?
Dat er de huzen koe mei stiennen flieren
En de lege swartberikke souders?

Obe Postma

Zunächst das Wunder des Bauens.

Die Stalltür steht offen; der Mann legt die Steine aufeinander.

Er baut eine Mauer. Auf die Mauer kommt das Querholz.

Neben ihm steht der Kasten mit mächtigem Werkzeug.

So ist wohl gewachsen, was zeitlos erscheint!

Dann baut auch der Knabe selber;

In der Erde gräbt er Höhlen und Gänge,

Im Sand baut er Kanäle und Schleusen und aus Stein

Türme und Schlösser.

Dann das Wunder der üppig spendenden Natur.

Der Garten liegt bedeckt mit den großen, roten,

süßduftenden Früchten,

Die der Wind den schweren Bäumen genommen hat.

O Wonne der Ernte, die Reichtümer der Welt auf den

geräumigen Boden zu laden!

Dann die hohen Fuhren, die durchs Scheunentor wanken;

Und die blanke Erdfrucht, aus fettem Boden gegraben!

*Würde es ihm helfen, daß er dort aufwuchs, in der kleinen,
Abgezirkelten Gemeinschaft seines Dorfes?*

Daß er den Kuhstall kannte und die Scheune,

den Garten und die Weide?

Daß er im Moffenstall hockte und mit den Tagelöhnern*

im Mähfeld war?

Daß er die Gerüche kannte: von Holz am Wegrand,

wo der Rammbock aufprellt,

Und von dem Boot, das die Reusen hochzieht,

von der Lohe hinter den Fischerbuden?

Daß er die Häuser mit den Steinböden kannte

Und die niedrigen schwarzgeräucherten Decken?

(Übersetzung: Ard Posthuma)

* Friesisch »poepetâl« = Stall, der den »poepen« zum Schlafen eingerichtet wurde. »Poepen« oder »Moffen« = abschätzig Bezeichnung für Deutsche, in diesem Fall sind die westfälischen Tagelöhner gemeint, die im Sommer zum Mähen in die Niederlande kamen (Anm. Ard Posthuma u. a.).

Das Wunder des Bauens

Peet hatte die Welt des Dorfes nie verlassen. Er lebte im geschlossenen Kreis von Familie, Verwandtschaft, Freunden und Nachbarn. Morgens legte er manchmal irgendwem, den er mochte, ein Bund Möhren vor die Tür oder einen Blumenkohl oder ein paar Stangen Lauch. Er liebte die Wolken, die das Licht manchmal in Strahlen hindurchließen, das freie Feld, die rote Morgenluft, das Blau des Herbstmorgens. Und wenn er sich dann umdrehte, sah er immer wieder denselben Turm, die Häuser, die sich ringsum dicht an die Kirche schmiegen, die Dächer, die weißlich waren vom ersten Nachtfrost, die meisten Äste schon kahl und schwarz.

Es war still geworden im Dorf. Manchmal fuhren Schulkinder auf Fahrrädern die Straße entlang, nach vorne gebeugt, wild strampelnd, in langen Reihen, auf dem Gepäckständer die Taschen mit den Hausaufgaben. Manchmal sah man in der Ferne einen Bauern, der einen Wassergraben entlanghastete. Manchmal war etwas los mit einem Schaf, oder ein Traktor war steckengeblieben. Manchmal kam Rauch aus einem Schornstein.

Als Peet jung war, hörte man immer Holzschuhe und Fahrräder auf der Dorfstraße. Morgens, wenn alle Knechte zugleich vom Melken kamen und nach Hause gingen, um zu frühstücken. Um zwölf Uhr, wenn die Glocke zum warmen Essen rief. Mittags, wenn die Schule ausschwärmte. Abends, wenn die Läden noch geöffnet waren und die Frauen einen letzten Einkauf erledigten.

Peet und seine Klassenkameraden brauchten nur die Augen zu schließen, und sie sahen die Schatten über die Straßen huschen: den alten Mann, der am Rande des Dorfes wohnte, dort, wo die Weite begann. Den Fahrer der Molkerei. Seinen Nachbarn, einen Fleischer, der mit Vieh handelte und für den Eigenbedarf noch ein paar Kühe im Stall stehen hatte. Den alten de Groot, der einen Lebensmittelladen und ein Käsedepot besaß. Den Schiffer, der Torf und Anthrazit verkaufte, braunen und schwarzen Brennstoff, und

der im Sommer Mist, Zuckerrübenpülpe und Kartoffelabfälle transportierte. Seine Frau, die in schlechten Zeiten von Hof zu Hof hausieren ging mit einem Tragjoch, an dem zwei große Körbe voller Brote und Plätzchen befestigt waren. Die Allerweltsbastler von nebenan, kleine Leute, die überlebten, indem sie klein blieben: ein wenig Gelegenheitsarbeit bei einem Bauern, ein bißchen Petroleumhandel. Ihren Nachbarn, den Arbeiter, der ebenfalls Steinkohle verkaufte. Die alte Jantsje, die einen Kostgänger hatte, einen verrückten Mann, das war mit der Familie so geregelt. Evert Beton, das war sein Spitzname – wegen der strammen Muskeln, die er vom Arbeiten hatte. Dann den Kuhmelker, der Taue, Karbol und Eutersalbe verkaufte, und seine Frau, die bei den Honorationen des Dorfes putzte.

Und dann gab es an der Ecke, bei der Brücke, wo jetzt nichts mehr zu sehen ist, das Lokal von Sijmen Tijssen, wo die Hochzeiten gefeiert und die Begräbnisse begangen wurden und wohin sogar der Pfarrer kam, um die Leichenrede zu halten. Die Kneipe war Wohnzimmer, Dorfhaus und Theatersaal zugleich. Wenn sich die Jugend an den Winterabenden dort versammelte, um das alljährliche Theaterstück einzuüben, machte Tijssens Frau Janke es sich am Ofen bequem und stopfte Socken. Und Tijssen selbst saß in Hemdsärmeln an einem der Tische und machte seine Buchhaltung, den ganzen Abend lang. Das Theaterstück wurde immer zweimal aufgeführt: am Sonntagabend für die Jugend, am Dienstagabend für die Verheirateten.

Früher einmal, vor langer Zeit, hatte Peet in die Welt ziehen wollen. Die Zeitungen hatten von einem Krieg in Spanien berichtet, von Bombenangriffen und erschossenen Kindern, und eines frühen Morgens hatte er sich auf sein Fahrrad geschwungen. Er war losgefahren, durch das flache grüne Land, von Kirchturm zu Kirchturm, aus der Provinz hinaus, über den langen, kahlen Abschlußdeich über das Meer nach Nordholland, in Richtung Spanien. Dann brach allmählich die Dunkelheit herein. Irgendwo in der Gegend von Hoorn erinnerte er sich an einen entfernten Verwandten. Dort wurde er liebevoll empfangen. Als er am nächsten Morgen aufwachte, stand sein Vater schon an seinem Bett. Zur Kaffeezeit war Peet wieder zurück in Jorwerd, und er verließ es nie mehr.

Peet de Groot war am Ende seines Lebens ein langer, magerer Mann mit einem bleichen Gesicht und einer dunklen Brille. Ich habe mich hin und wieder mit ihm und seinem Freund Folkert unterhalten. Sie hatten überall gearbeitet: bei verschiedenen Bauern, beim Bäcker, in der Grastrocknerei, als Zimmerleute; den Turm hatte Folkert bis zum Dachfirst gebaut. »Wir haben eine seltsame Zeit miterlebt, aber schön war es schon«, sagten sie, und dann fingen sie an zu erzählen von den Aufführungen des Dorftheaters, die immer ausverkauft waren. Und vom »Tippen«, einem Spiel, das schon jahrhundertlang auf den Bauernhöfen gespielt wurde. Dabei müssen die Spieler mit einem gekonnten Stockwurf ein Bällchen von einem Wagenrad herunterschlagen. Oder davon, daß der Turm einmal eingestürzt war und daß Folkert mit seinem Akkordeon von Dorf zu Dorf gezogen war und so gut dreihundert Gulden für einen neuen Turm zusammenbekommen hatte – der Pfarrer hatte das Geld zuerst gar nicht annehmen wollen. Oder vom Unterschied zwischen Jauche und Scheiße. Jauche war mit Harn, Nachgeburten und anderer Fäulnis vermischt und stank nach Brand und Säure. Und Scheiße, die Scheiße, wie sie früher war, war speckig und trocken, voller Stroh. Und von den Vögeln und der Scheiße, den verschiedensten Vögeln, die um die Scheiße herumflatterten, wenn der Mist ausgefahren wurde, und von den Geräuschen, die über dem flachen Land verebhten, ohne Echo.

Aber jetzt lag Peet selbst im Grünkohl, tot, mit dem Gesicht nach unten in seinem Garten, halb in einen Wassergraben gerutscht, und danach läuteten die Glocken die vorgeschriebenen Schläge. Folkert hatte ihn gefunden. »Er hatte noch Lauch holen wollen, der Eimer stand neben ihm. Na ja, so geht's im Leben«, sagte Folkert im Lokal.

Sie hatten beide ihr Leben auf dem Feld verbracht, hatten Eier gesucht, ein bißchen gewildert und ein paar Reusen im Kanal ausgeworfen, und jeden Abend hatten sie mit ihren Freunden auf der Brücke gestanden, geschwätzt und Münzen geworfen, bis das Radio Einzug hielt und danach das Fernsehen, von dem niemand sich mehr loseisen konnte. Als Jungs hatten sie das neue Licht kommen sehen, den Übergang von der Petroleumlampe zur Elektrizität: Ein Haus nach dem anderen, ein Bauernhof nach dem anderen leuchtete abends plötzlich auf in nie gekannter Helligkeit. Mütter mach-

ten sich daran, alles anzustreichen und zu putzen, weil das neue Licht so viel enthüllte. Alle Petroleumlampen wurden ausrangiert. »Das wird was werden!« hatten sie einander zugeraut.

Sie hatten das Eintreffen der ersten Melkmaschinen im Dorf miterlebt, das Töff-Töff der Einzylindermotoren, das Säubern der Kerzen, immer wieder. Die ersten Autos, das vom Schmied und das vom Notar.

Folkert war jetzt klein und krumm, aber das Funkeln seiner Augen überstrahlte alles. In den siebziger Jahren hatte er die zwei Reihen Neubauten noch eigenhändig gefügt. Peet und er hatten die Zugezogenen kommen sehen, mit ihren Sitzmulden und ihren wilden Gärten, sie hatten die Geschäfte verschwinden sehen, eines nach dem anderen, sie hatten die Landarbeiter wegziehen sehen und waren mit den neuen Zeiten mitgewachsen. »Wenn wir tot sind, ja, dann ist es aus«, sagte Folkert. »Sonst wär ja auch der Teufel los.« – »Ein Junger *kann* sterben, ein Alter *muß* sterben«, ergänzte Peet.

Die Glocken läuteten zu Peets Begräbnis, so wie sie an seinem Todestag und am Tage seiner Geburt geläutet hatten – die große Glocke aus dem Jahre 1354 und die kleine, die 1748 umgegossen worden war, weil sie einen Riß bekommen hatte, als man sie zur Geburt von Prinz Willem V. läuten ließ.

1991 wurde die Vorschrift für das Läuten der Glocken noch einmal im Dorfblättchen abgedruckt: »Bei einem Todesfall wird die Glocke um neun Uhr oder nachmittags um vier geläutet. Bei einer Geburt morgens um elf Uhr. Für einen Mann wird die große Glocke geläutet, und dann stimmt die kleine ein, für eine Frau beginnt die kleine, wonach die große einstimmt.« So wußte man in Jorwerd immer, wer gestorben war, denn die Zeichen waren klar, und den Rest hörte man ohnehin von den Nachbarn.

Der Trauergottesdienst wurde im Dorf abgehalten, und Peet wurde am alten Turm von Oosterwierum begraben, ein paar Kilometer weiter. Alles war bescheiden, kurz und still, so, wie auch sein Leben gewesen war. Eine Woche später schaute ich noch einmal auf dem Friedhof vorbei: Der Turm stand einsam in der Ebene, der Regen prasselte auf den Lehm Boden des Grabes, zwei Rosen- und Tulpensträuße lagen auf dem Häufchen Erde und welkten vor sich hin.

Folkert erzählte die Geschichte, wie er Peet gefunden hatte, seinen Freunden aus der Kneipe bestimmt noch dreißigmal. Er hatte eine eigene Anzeige in die Zeitung setzen lassen mit der Überschrift: »Mein bester Freund«. Er war – und das wiederholte er immer wieder – nur erschrocken. Er war einiges gewohnt.

*

In diesen letzten Monaten des Jahres war grausames Wetter, wie man hier sagt. Das Land war so flach, wie man es selten auf der Welt findet; jede Wolke steuerte auf einen zu wie ein Schlachtschiff. Der Wind pfiß tagelang durch die nassen Bäume rings um die Kirche, aber dann wurde es wieder ruhig. Das Licht kam langsam zum Vorschein, aber alles blieb in Grautöne gehüllt. Die Vögel waren verschwunden. Die Schafe lagen dichtgedrängt in einem Kreis eng aneinandergeschmiegt, halb in einem Wassergraben, die stärksten außen. Der Nebel verstärkte jedes Geräusch, und wir hörten die ferne, unsichtbare Stadt wie eine Schiffsmaschine stampfen.

In jenen Monaten wohnte ich in dem kleinen Haus, in dem Folkert geboren war. Nach Folkert hatte dort jahrelang eine Familie mit neun Kindern gelebt. Aus einem der Alkoven hatte man eine Küche gemacht und dahinter, halb unter einem Schrank, einen Hühnerstall gebaut. Die Eltern schliefen im verbliebenen Alkoven, alle anderen lagen auf Strohsäcken auf dem Dachboden.

Etwas später hatte der Lebensmittelhändler Kooistra dort seine Bäckerei für vorgebackene Pommes frites, bis die Ölpfannen in Flammen aufgingen und er sich aus der Frittenbranche zurückzog. Und jetzt war es eine Art Wochenendhäuschen, versteckt in einem der hintersten Winkel des Dorfes: Stube, Küche, Treppe, Dachboden.

Jorwerd lag in der sogenannten Greidhoek, einem flachen Weidegebiet in der Provinz Friesland, ziemlich genau in der Mitte des Dreiecks Harlingen, Leeuwarden und Sneek. Einen Kilometer entfernt war der Weiler Funs, wo drei Bauern in ewigem Hader lebten. Etwas weiter entfernt folgten die Dörfer Weidum, Baard, Bears und Jellum. Und dann war da noch das etwas größere Mantgum, wo es einen kleinen Supermarkt gab und einen Laden mit

Töpfen, Pfannen, Eisenwaren und Plastikblumen und eine Eisenbahnstation, damit man wieder wegkam. »Ich wollte dort nicht mal begraben sein«, sagten die Jorwerder über Mantgum, denn sie haßten ihren Rivalen mit Hingabe.

Auch Jorwerd konnte sich sehen lassen. Das Dorf hatte eine Schule und einen Gemüsehändler, es gab neunundzwanzig Vereine, ein Dorfhaus und eine Eisbahn, einen alten und einen jungen Notar, Sjoerd Gjalts van der Hem und Gjalt Sjoerd van der Hem, einen Pfarrer und einen Lehrer – wenn der auch offiziell in einem anderen Dorf arbeitete –, und es gab eine Kneipe, die »Het Wapen van Baarderadeel« (»Das Wappen von Baarderadeel«) hieß.

Es waren alte Ansichtskarten vom Dorf im Umlauf, auf denen ich mein Haus jedoch nur mit Mühe wiederfinden konnte. Es stand versteckt zwischen den hohen Dächern der Bauernhöfe, den Bäumen des Pfarrgartens und dem Friedhof mit dem alten Giebel-dachturm. Die meisten Dorfbauten waren um ihn herumgruppiert, und von der Warft führten sie hinunter zu einigen kleinen Weilern, insgesamt etwa hundert Häuser, wenn ich die Handvoll Neubau-wohnungen mitzähle.

Im großen und ganzen hatte sich das Muster der Straßen, Gasen und Bauernhöfe seit den fünfziger Jahren wenig verändert. Aber wenn man mit älteren Dorfbewohnern sprach und alle Geschichten und alle Häuser aneinanderreichte, dann entstand eine bunt gefärbte Perlenkette aus Licht und Dunkelheit, aus Erlebnissen und Fügungen des Schicksals, aus Festen, Liebesgeschichten, Kindern, Plackerei, Stürmen, Todesqualen, aus Menschenleben, die für uns völlig unkenntlich geworden waren – obwohl ihre Welt gerade erst untergegangen war.

Wie sah das Dorf um 1950 aus? Vom Fahrer der Molkerei und vom Wohnzimmerlokal, das Sijmen Tijssen bei der Brücke betrieb, war bereits die Rede. Auf der anderen Seite des Kanals hatte der Anstreicher seine Werkstatt. Ein Stückchen weiter standen eine Zimmerei und ein Gemüseladen. Der Gemüsehändler hatte ein Wägelchen, auf dem er seine Waren auslegte; er besaß eigene Obstbäume und auch einen Frachtkahn, mit dem er Käse und Gemüse nach Leeuwarden brachte. Später übernahm sein Sohn das Geschäft, suchte sich schließlich jedoch eine Arbeit bei der Post. Er verkaufte Eis durch das Küchenfenster. Dann gab es das Konsisto-

rium der Kirche, wo auch der Küster wohnte, der zugleich Schuster war. Dahinter die Schmiede. Dann ein Kurzwarenladen, ein paar kleine Bauernhöfe, ein Kartoffelgeschäft, Lamkjes Fleischerie, das Häuschen des Bahnarbeiters und das Pfarrhaus.

Wir kommen jetzt zum Hafen – er war tief in das Dorf hineingegraben worden, so daß das Torfschiff immer in der Dorfmitte liegen konnte. Dort in der Nähe gab es noch einen Lebensmittelladen mit einer Viehfutterhandlung. Dann einen Bauernhof, ein paar Arbeiterwohnungen, eine Bäckerei und das Häuschen des Gemeindegewerks, der den Hausmüll abholte. Daneben lag ein Süßwarengeschäft mit Keksen, sauren Drops und Lakritz – der Ladenbesitzer kam jede Woche bei allen Bauernhöfen in der Gegend vorbei, mit einem Tragjoch und zwei vollen Körben. Darauf folgte ein Laden, in dem erst ein Goldschmied und später ein Gemüsegeschäft untergebracht war. Daneben wohnte ein Schiffer, der sich sein Haus angeblich mit dem Eisschnellauf verdient hatte. Er war meist mit dem Schiff unterwegs, und seine Frau betrieb ein kleines Lebensmittelgeschäft. Dann der Petroleummann, der zugleich den *Leeuwarder Courant* vertrieb und später auch mit Töpfen, Pfannen und Tassen handelte. Daneben ein Laden für Unterwäsche, Stoffe und Knöpfe – auch diese Leute kamen jede Woche auf dem Fahrrad mit einem Koffer voller Handelsware bei den Bauernhöfen vorbei. Dann die Landwirtschaftliche Kreditgenossenschaft, das Haus des Lehrers, das Postamt, das große Lokal, der Fahrradladen – der Fahrradhändler war zugleich der Jäger der Dorfes –, noch eine Bäckerei, das Notariat, die Schule, das Haus der Gemeindegewerks, neben der ein Mann wohnte, der stotterte und Holzschuhe machte, dann eine Frau, die mit Zimt, Kräutern und Zucker handelte, und schließlich eine Handvoll kleiner Armenhäuser, deren Bewohner braun vor Armut waren. Auf alten Schulfotos sieht man ihre Kinder, sie litten eindeutig Hunger; in den sechziger Jahren verschwanden sie, und diese Menschen und ihr Leid sind danach völlig in Vergessenheit geraten.

So sah das Dorf also aus, als Peet und Folkert in den besten Jahren waren: zwei Fleischer, vier Lebensmittelhändler, zwei Bäcker, vier Schiffer und Frachtfahrer, vier Brennstoffhändler, zwei Wirtschaftshäuser, ein Anstreicher, ein Zimmermann, ein Gemüsehändler, ein Schuhmacher, ein Fahrradladen, ein Geschäft für Töpfe und Pfan-

nen, zwei Textilwarengeschäfte und ein Schmied. Es gab ein paar Reiche und ein paar Arme, wobei ich all die kleinen Geschäfte der Leute außer Betracht lasse, die sich an der Armutsgrenze bewegen: den Kleinhandel mit Petroleum, mit Bindfaden und mit Euter-salbe oder das Hausierengehen mit dem Brotkorb.

Um die Jahrhundertwende wohnten ungefähr sechshundertfünfzig Leute im Dorf. 1950 waren es noch vierhundertzwanzig. 1995 gab es etwa dreihundertdreißig Einwohner, aber die meisten von ihnen wohnten eigentlich mit einem Bein in der Stadt. Innerhalb von hundert Jahren war das Dorf fast auf die Hälfte geschrumpft.

Die Leihbücherei verschwand 1953, das Postamt 1956. In diesem Jahr wurde auch der Hafen zugeschüttet, der Schuhmacher gab 1959 nach einem halben Jahrhundert auf, die letzte Bäckerei schloß 1970, im selben Jahr machten Tijssen und seine Frau ihre Wohnzimmerkneipe zu, 1972 wurde die Buslinie stillgelegt. Man brachte Straßenschilder an, und der niederländisch-reformierte Kirchenvorstand fusionierte mit zwei Nachbardörfern. 1974 stellte der letzte Binnenschiffer den Betrieb ein, der Fleischer schloß seinen Laden etwa 1975, und 1979 starb der letzte Jäger des Dorfes. In diesem Jahr verschwanden auch die Zimmerei und die Freiwillige Feuerwehr, 1986 gab der Schmied auf, 1988 machte der letzte Lebensmittelladen zu, und 1994 wurde die Kirche einer Stiftung für Denkmalschutz übergeben.

Im Gemeindearchiv liegt ein Foto von dem großen Umzug, der immer vor den jährlichen Dorfwettkämpfen abgehalten wurde, irgendwann in den dreißiger Jahren: Zwei Männer mit einer Trommel und einer Ziehharmonika gingen voran, dahinter das halbe Dorf, Frauen mit Hüten, Männer mit Mützen, die Jungs in kurzen Hosen, die Kinder jubelnd, Fahnen, die »Tipper« stolz mit ihrem Schlagholz auf der Schulter. Dazwischen müssen irgendwo Peet und Folkert gestanden haben, aber ich habe sie nicht finden können.

*

An einem stillen Nachmittag, nicht allzulange nach Peets Beerdigung, sah ich vor der Kneipe einen Jungen mit einem Skateboard üben. Er war vielleicht fünfzehn Jahre alt, trug eine Jeansjacke und

hatte blondes, kurzgeschnittenes Haar, und er versuchte, sich selbst einen bestimmten Sprung beizubringen. Er war damit schon eine Stunde beschäftigt, und eine Stunde lang war er danebenge-sprungen. Aber er machte weiter, mit derselben ruhigen Entschlossenheit, mit der sich wahrscheinlich sein Vater durch die Realschule gekämpft hatte und danach vielleicht noch durch die Landwirtschaftsschule und dann weiter durchs Leben. Es war kein städtisches Bild. In einer Stadt sieht man Jungs nie üben, man sieht sie nur Erfolg haben. Nur der Erfolg ist dort öffentlich, nicht der lange Weg dorthin.

Ich sah Lamkje herfahren in ihrem elektrischen Rollstuhl, hut-zelig und doch flink. Zweiundachtzig Jahre alt, neunundvierzig Jahre lang Fleischersfrau, der eine Sohn bereitet jetzt das Fleisch in einem Pflegeheim zu, der andere ist Chemieprofessor, und die Tochter ist mit einem Arzt verheiratet.

Auf dem Schulhof liefen Kinder auf Stelzen. Zwei Jungen fu-hren mit einem Wagen ihre Runden, den ihr Vater ihnen selbst ge-baut hatte, mit einem großen runden Steuer. Später der Klang einer Glocke: der Milchmann, mit Milchflaschen – keine Tüten, aus Prinzip – und Keksen. Der Nachmittag klang langsam aus. Im Büro des Notars ging die Lampe an.

Ich solle doch einmal zum Tee kommen, hatte Lamkje gesagt. Neben ihrem Haus stand die Fleischerei, schon seit Jahren ge-schlossen, aber immer sauber und ausgefegt, auf dem Tresen noch immer die rote Waage und dahinter die große Schneidemaschine.

Lamkje zeigte mir das alte Geschäft. Oder besser gesagt, ich lief umher, und sie rief mir von ihrem Stuhl aus Instruktionen zu. An der Decke hingen die Schienen, an denen die toten Tiere aufge-hängt worden waren: drei Kühe in zwei Wochen, dazu ein Schwein. Alles, was so ein Tier zu bieten hatte, ließ sich verwerten: Das Bries und das Fett wurden aufs Brot geschmiert, die Euter im Schornstein geräuchert, und sogar das Schweinehaar verkauften sie an einen Trödler, der Besen daraus machte. »Ich höre diesen Mann noch um einen Viertelgulden oder um zwei Groschen feil-schen«, schmunzelte Lamkje. »Geld war damals noch etwas wert.« Mittags hatte sie mit dem Transportfahrrad im weiten Um-kreis Fleisch ausfahren müssen. »Das war vielleicht was, wenn es stürmte und in Strömen regnete!«

Sie erzählte von ihrem einzigen Ausflug in den Jahren kurz nach dem Krieg, zu einem Auftritt der Gruppe Tetman und Jarich, einer Gruppe, die mit allerlei kleinen Liedern und Sketchen durch die Provinz zog. Das Dienstmädchen hatte gehört, daß sie in einem Nachbardorf auftreten würden, und vorgeschlagen, zusammen hinzugehen. Der Eintritt kostete einen Reichstaler, zwei Gulden fünfzig. Das war genau die Hälfte ihres wöchentlichen Gehalts.

»Wir sind da hin, mit dem Fahrrad. Es war eine Offenbarung. Sie sangen so wunderbar. Wir hatten fünf Jahre Besatzung hinter uns, kein Radio, waren nirgends hingegangen. Ich weiß noch, wie schön wir das fanden: *Dann ist die Maienzeit, die Maienzeit im Land. Dann lacht dich alles, alles doch so an.* Und ich weiß noch, daß es eine Pause gab, guten Kaffee hatten sie nicht, aber trotzdem. Mein Mann blieb lieber zu Hause. Er war immer müde, er hatte immer Arbeit.«

Er war siebzig, als er einen Herzinfarkt bekam, und das war das Ende der Dorffleischerei. Nach seinem Tod wollte Lamkje nichts mehr im Haus, im Laden und an den Scheunen ringsum verändern. »Er hatte lauter Pläne, etwas mit Schafen anzufangen, und deshalb muß es jetzt bleiben, wie es ist«, sagte sie mir. »Es braucht viel Unterhalt, es kostet viel Geld, aber es muß sein. Das waren seine Pläne, das mit den Schafen. Und so muß es bleiben.«

Später war auch Lamkje nicht mehr da. Wie eine alte Katze hatte sie sich gegen das Pflegeheim gewehrt, und wenn sie nicht so unglaublich stark gewesen wäre, hätte sie nach menschlichem Ermessen schon Jahre vorher aufgenommen werden müssen. Im Winter 1995 mußte sie kapitulieren.

»Was würde ich dafür geben, in Jorwerd bei meinen Leuten zu sein«, flüsterte sie den Besucherinnen zu. »Nachbarin, Nachbarin, ich würde so gerne noch ein bißchen leben!« Sie starb einen Monat nach dem Umzug, und danach warteten das Haus und die Fleischerei still auf ihre Käufer.

*

In die Briefkästen wurde während jener ruhigen Herbstmonate jeden Mittag mindestens ein Prospekt eingeworfen. Die Einwohner von Jorwerd sollten dazu gebracht werden, küchenfertige Hasen

bei J. Hallema zu kaufen, neue Autoreifen in der Kfz-Werkstatt Hoekstra montieren zu lassen und Töpfe, Alleskleber, Zierkatzen, Seidenpflänzchen und Tassenregale bei Frits Smidstra zu erwerben. Die geräucherten Euter, die Brotkörbe, der Wind, der Regen und das Roggenbrot mit Fett schienen so weit entfernt wie das Mittelalter, und doch war der Wandel innerhalb einer einzigen Generation vor sich gegangen.

Der Umbruch im Dorf war ein langwieriger und stiller Prozeß. Das machte ihn allerdings nicht weniger spektakulär. Ids Meinsma, der Sohn des Anstreichers, erzählte mir, daß seine zehn Klassenkameraden von der Dorfschule zwischen 1965 und 1971 noch ausnahmslos Kinder von Bauern, von Landarbeitern oder von Leuten gewesen waren, die eng mit der Landwirtschaft verbunden waren – wie der Sohn des Notars. Von diesen zehn war ein einziger in der Landwirtschaft geblieben. Die anderen waren Laboranten geworden oder Schausteller oder Beamte bei Gericht, wie er selbst. Von der ganzen Klasse wohnte nur noch einer im Dorf.

Die Dorfschule von 1995 besuchte nur noch ein Bauernsohn. Die Väter der anderen Kinder waren jetzt Straßenbauer, Büroangestellte, Installateure, Computerprogrammierer, Lehrer, Fotografen, Beamte. Und in bestimmt der Hälfte aller Fälle ging jetzt auch die Mutter einer bezahlten Arbeit nach oder studierte – etwas, das vor zwanzig Jahren undenkbar gewesen wäre.

Solange es das Dorf gab, war die Landwirtschaft das Fundament gewesen, auf dem die dörfliche Wirtschaft ruhte, aber seit den siebziger Jahren hatte die Zahl der Bauern abgenommen. Sie waren nun nicht mehr die zentrale Kraft, um die sich alles drehte, und ihr Status war dementsprechend gesunken.

Nehmen wir zum Beispiel die Casteleins, eine Bauernfamilie, die seit Jahrzehnten mitten im Dorf wohnte. 1950 war Tjerk Sakes Castelein mit seinen vierzig Kühen ein Großbauer. Morgens und mittags waren wenigstens vier Paar Hände nötig, um all das Vieh zu melken: er selbst, zwei festangestellte Arbeiter und ein Junge. Immer herrschte Hochbetrieb auf den Höfen. Überall im Dorf und in der Umgebung wohnten Landarbeiter. Kein Bauer konnte auf sie verzichten.

Anfang der fünfziger Jahre kam die Melkmaschine ins Dorf, und plötzlich konnten diese vierzig Kühe ohne weiteres von zwei

oder drei Leuten gemolken werden. Kurz darauf ging man in der Gegend dazu über, die Pferde durch Traktoren zu ersetzen. In den ganzen Niederlanden gab es 1950 nicht einmal viertausend Melkmaschinen. 1960 waren es zehnmal so viele. Innerhalb von drei Jahrzehnten reduzierte sich die Arbeit, die auf eine durchschnittliche Milchkuh verwendet werden mußte, um über achtzig Prozent.

Ende 1995 hatte Tjerks Sohn, Sake, etwa siebzig Kühe, und er bewältigte die Arbeit im wesentlichen allein, mit seinen zwei Händen und seinem langen, mageren Leib. Zwei seiner früheren Arbeiter wurden Busfahrer in Nordholland, ein anderer ging zu einer Schiffswerft in Alblasterdam, wieder andere wechselten zur Stahlfabrik nach IJmuiden oder suchten sich in der Kondensmilchfabrik in Leeuwarden eine Arbeit. Nur Sake saß noch auf dem Traktor, von einem Dutzend Knöpfe und Schalter umgeben, und träumte dabei von den Russen, die er abends las: Tschechow, Tolstoi, Pautowski.

Der Rückgang der Landwirtschaft fand ein Symbol in der Tatsache, daß man den Zeitpunkt der jährlichen Kirmes, der »Merke«, verlegte. Von alters her – schon 1775 wird diese Kirmes erwähnt – war dies ein typisches Erntefest, das stets im September stattfand. Im Sommer hat kein Bauer Zeit: Mähen, Heuen, das Einmieten, Ernten und all die anderen Arbeiten, die anfallen, verschlingen jede Minute. 1974 wich man ausnahmsweise von der Regel ab, weil am traditionellen Erntedankwochenende eine große Landwirtschaftsausstellung abgehalten wurde. Den meisten Dorfbewohnern – von den Bauern abgesehen – gefiel der neue Termin. Und so wurde die »Merke«, dauerhaft auf das letzte Juniwochenende verlegt und läutete von nun an den Beginn der Schulferien ein, nicht mehr das Ende einer Periode, in der man sich abrackert und geplagt hatte.

Landwirt zu sein wurde ein einsamer Beruf. Die Betriebe wuchsen stetig, und entsprechend stieg die Abhängigkeit von Maschinen, Investitionen und Banken. Die meisten niederländischen Bauern kamen damit nicht zurecht: Mehr als die Hälfte von ihnen gaben in knapp zwei Jahrzehnten ihren Beruf auf. Die letzte Volkszählung von 1971 ergab, daß nur noch ein Viertel der Jorwerder Bevölkerung in der Landwirtschaft, aber beinahe die Hälfte im Dienstleistungssektor tätig war. Diese Verschiebung nahm in den

folgenden Jahren an Tempo noch zu. Gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts gaben jedes Jahr durchschnittlich zwei Prozent der niederländischen Bauern auf. Dieser ununterbrochene Niedergang spiegelte sich auch in Jorwerd wider: Allein zwischen 1975 und 1990 stellte einer von drei Bauernhöfen in der Gegend den Betrieb ein. In den alten Gebäuden ließen sich Lehrer nieder oder Hobbybauern oder Rentner aus dem Westen der Niederlande. Dies dürfte die größte Veränderung gewesen sein und die fundamentalste. Denn als die Landwirtschaft verschwand, die jahrhundertlang Motor und Bindemittel zugleich gewesen war, stellte sich die Frage, was die Dorfgemeinschaft jetzt noch zusammenhalten sollte.

Nicht nur die Welt der Bauern und der Landarbeiter wurde auf den Kopf gestellt. Lamkje erinnerte sich an einen Vortrag über die Zukunft des Mittelstands, irgendwann in den fünfziger Jahren. Der Referent hatte damals prophezeit, daß in absehbarer Zeit praktisch alle Geschäfte aus dem Dorf verschwinden würden. »Ich weiß noch, daß ich abends aus der Kneipe kam und es lachend meinem Mann erzählte. Was für ein Quatsch!« Aber das Auto hielt seinen Einzug, und in der Stadt begann der Supermarkt seine Waren zu Schleuderpreisen zu verkaufen. Die Lebensmittelhändler im Dorf konnten die Auswahl eines Stadtladens mit so vielen Sorten Schokolade und so vielen Sorten Brot nicht bieten; das wäre alles schlecht geworden, dafür wohnten zu wenig Leute im Dorf – und was sollten sie auch mit all den Sachen?

Wie überall entwickelte sich auch Jorwerd von einer Gemeinschaft, die auf Bedürfnissen basierte, zu einer Konsumgesellschaft im kleinen. Die klassischen kinderreichen Landfamilien hatten es meist nicht leicht, aber sie hatten immer einen großen Vorteil gegenüber den Familien in der Stadt: Sie besaßen für gewöhnlich eigenes Gemüse, eigenes Fleisch, eigene Milch, Butter, Käse, Eier, Kartoffeln, und so konnten sie sich mehr oder weniger selbst versorgen. Die meisten Familien bildeten so eine Wirtschaft in der Wirtschaft, und häufig war dies für sie auch der einzige Weg zu überleben. »Wir hatten neun Kinder, aber der Krämer brachte jede Woche nur einen kleinen Karton«, erzählte mir einmal eine Nachbarin. »Er kam nur wegen der Dinge, die wir wirklich brauchten, wie Kaffee, Tee, Zucker, Seife und ähnliches. Und jetzt!«

Hinzu kam die Verführung. Bis in die sechziger Jahre betraten viele Bauern nur selten einen Laden. Der Mittelstand kam zu den Leuten nach Hause. Dieselbe Nachbarin: »Wir schrieben in ein Bestellbüchlein, was wir brauchten, aber mehr auch nicht. Kaffee war Kaffee, Tee war Tee, und Seife war Seife. Für die ganze Woche kaufte ich für die ganze Familie nie mehr als für ein paar Zehner ein.« Ihr Mann: »Bei uns ist das noch bis Anfang der siebziger Jahre so geblieben. Damals drehten sich die Rollen um, und wir gingen in den Laden, statt daß der Ladenbesitzer zu uns kam.« Die Nachbarin: »Und dort sahen wir dies und jenes stehen, und wir hatten einen Prospekt hierzu und dazu gelesen, und, ach ja, das muß ich auch unbedingt mitnehmen, und das ist auch so praktisch, das habe ich im Fernsehen gesehen. Die Kartons wurden immer größer. Und dann schafften wir uns ein Auto an und fuhren in den Supermarkt, und der Krämer mit seinen zwei Sorten Kaffee und seiner einen Spülmittelmarke, der hatte das Nachsehen.«

Auch in der Dorfkneipe, dem »Wapen van Baarderadeel«, änderten sich die Zeiten. Es war ein schöner alter Raum mit niedrigen Balken, einer kleinen Bar und einem Saal im Obergeschoß, wo schon seit hundert Jahren alle Feste gefeiert wurden. Als Eef und Jan Dijkstra den Betrieb übernahmen, 1965, schloß die Kneipe fast nie nach elf Uhr. Die meisten Kunden kamen gegen acht, halb neun – viele im Dorf hatten noch keinen Fernseher –, und sogar jemand wie Folkert lag um elf, wie er das nannte, »zwischen den Lappen«. Die Landarbeiter mußten um halb vier aufstehen, um zu melken, die Bauern um vier, und der ganze Rhythmus des Dorfes war in gewisser Weise darauf eingestellt.

In den siebziger Jahren begannen einige der abendlichen Gäste erst gegen halb elf einzutrudeln, und das Lokal schloß nie vor ein Uhr. Meist blieben auch danach noch alle möglichen Leute dort sitzen. Jan Dijkstra mußte sich vom Fach des Bauunternehmers, in dem er groß geworden war, verabschieden. Das »alte« Lokal hatte er noch mit einem Arbeitstag in Einklang bringen können, der um sieben Uhr begann, aber mit der Kneipe neuen Stils war das physisch nicht mehr machbar.

Neue Bewohner zogen ins Dorf. Auf den Fotos aus den sechziger und siebziger Jahren kann man sehen, wie sich die Kleidung veränderte. Die ewigen Mützen verschwanden aus dem Dorfbild,

aus den sonntäglichen Sakkos der Arbeiter wurden Pullis und Jacken, aus den langen Röcken der Frauen Jeans.

Ich hatte Peet darüber klagen hören, daß weniger begrüßt werde. »Früher sagte man jedem guten Tag.« Folkert meinte, die Zugezogenen suchten vor allem Kontakt zu ihresgleichen. »Sie haben eine andere Mentalität. Keine schlechtere, vielleicht sind es sogar bessere Menschen als wir.«

Das Merkwürdige war, daß die Neulinge sich häufig mit aller Energie ins Dorfleben stürzten, Friesisch lernten, dem Theaterklub beitraten. Nachdem die Bauern als wirtschaftliches Bindemittel weggefallen waren, machte sich offensichtlich jeder auf die Suche nach einem neuen Zusammenhalt: zum Beispiel über die Klubs, die »Merke«, das große Freilichttheater, das »Tippen«, das »Kaatsen«*, die Sprache, die Traditionen. So wurden die ökonomischen Bande der Dorfgemeinschaft allmählich durch sportliche und kulturelle ersetzt. »Das fällt mir schon auf«, sagte Peet, »all die Männer aus den Neubauten ›tippen‹ wieder.«

Eines Abends wurden im Dorfhaus ein paar alte Filme gezeigt, die der Notar gedreht hatte. Wir sahen das Dorf von 1957: Jungs mit kurzgeschnittenem Haar, Vieh auf den Weiden, den Torfkahn, eine preisgekrönte Kuh, das Haus des Anstreichers mit der Leine voller Wäsche, das Karussell, das für das jährliche Dorffest aufgebaut wurde, Heuhaufen, Mützen, Holzschuhe. 1959: ein »Tip«-Wettbewerb, »Kaatsen« für Frauen, ein Mädchen in kurzer Hose, das ständig mit der Kamera flirtet, sie dreht sich um, lacht verlegen, wendet sich ab, lacht wieder. Ein junger Folkert, hinter den Frauen. 1963: wieder das Karussell, Wettkämpfe, Holzschuhe suchen in einem großen Haufen Stroh, triumphierende Kühe, der Notar mit seiner Pfeife im Schnee, ein Schlittschuhrennen, und der halbe Saal wußte offenbar noch 1995, um welchen Wettkampf es sich handelte. 1969: der Schulmeister, würdevoll und grau, ein Schubkarrenwettbewerb, »Koekhappen«**, eine Drehorgel im Dorf, Eef kommt aus der Kneipe heraus, sie streichelt ein Pferd, sie

* Kaatsen: eine Art Schlagball (Anm. d. Übers.).

** Koekhappen: dt. »Kuchenschnappen«; ein Spiel, bei dem Kinder mit verbundenen Augen nach einem Stück Pfefferkuchen schnappen (Anm. d. Übers.).

ist jung und sieht aus wie ein Hippie. 1973: das Bühnenbild der alljährlichen Freilichtaufführung, wieder die Eisbahn und das Schubkarrenfahren, aber die Heuhaufen und die Mützen verschwinden, und es tauchen immer mehr andere Gesichter auf.

Kurz sahen wir Peet wieder, 1959, als er beim »Tippen« einen Preis gewann und einen Strauß Blumen bekam, 1963 noch einmal, mit einer großen Mütze auf dem Kopf, auch 1973 – glaube ich – in einer kurzen Sequenz. Aber dann war es vorbei, genauso wie es mit den Heuhaufen vorbei war und mit den Landarbeitern, mit dem Gedränge abends nach der Arbeit, mit dem Schmied und dem Bäcker und dem Anstreicher. Und jeder im Saal wunderte sich darüber, wie schnell und unbemerkt all diese Veränderungen über das Dorf gekommen waren.

*

Der stille Umbruch in Jorwerd am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts hatte unzählige große und kleine Folgen. Eine der wichtigsten betraf den Umgang mit Geld. Gais Meinsma, die Frau des Anstreichers, erzählte mir einmal, daß sie Anfang der fünfziger Jahre damit begonnen hatte, für ihren Mann die Rechnungen einzutreiben. Etwa bis zu jener Zeit war Bezahlen noch ein Ritual gewesen. Ihr Schwiegervater, von dem ihr Mann das Geschäft übernommen hatte, war folglich immer persönlich kassieren gegangen. Ganze Winterabende verwendete er darauf, das Geld einzusammeln. »Dann kam er vorbei, alles wurde noch einmal im nachhinein beredet, die ganze Arbeit. Und dann ließ er sich das Geld zahlen, und danach ging er, mit einer dicken Zigarre im Mund«, erzählte Gais. »Ich machte das ganz anders. Ich fuhr einfach kurz vorbei, geschäftlich. Mein Schwiegervater hielt von der schnellen Art gar nichts. Es war ein Unterschied in der Mentalität, und es war das erste Mal, daß ich so etwas bemerkte.«

Geld bekommen und ausgeben, das tat man nicht einfach so, aber auch das änderte sich. Geld setzte beispiellose Kräfte frei. Lies Wiedijk, eine der Bäuerinnen in der Gegend, war sogar der Ansicht, daß das Elend der Bauern damit einsetzte, daß sie das Milchgeld auf ihr Bankkonto überwiesen bekamen. »Als wir 1977 hierherkamen, wurde fast alles noch bar abgewickelt. Der Fahrer der

Molkerei kam freitags mit einem Leinensäckchen vorbei, und da war dein Geld drin. Der Viehhändler bezahlte einen einfach so auf dem Küchentisch, mit lauter Hundertern. Als die Leute das Geld auf ihr Bankkonto bekamen, fingen sie plötzlich an, andere Dinge zu tun.«

Bei Eef von der Kneipe steckte allerdings mehr dahinter als an-erzogene Sparsamkeit. Sie wollte weiterkommen, und was ihr nicht gelang, das sollte ihren Kindern gelingen. Ihre Sparsamkeit war ein Kräftesammeln für den großen Sprung. Manche im Dorf bezeichneten sie als hochmütig. Es war jedoch etwas anderes.

Eefs Eltern besaßen in Baard einen kleinen Bauernhof mit einem Dutzend Kühen und ein bißchen Kleinvieh, und außerdem handelte ihr Vater mit Vieh. Ihre Mutter ging mit dem »Brotkorb« hausieren – Eef später übrigens auch. »Aber ich fühlte mich deswegen nicht als etwas Schlechteres«, erzählte sie. »Mein Vater kam durch seinen Handel in Länder wie Deutschland und die Tschechoslowakei. Der kam mit Geschichten zurück, der hatte etwas von der Welt gesehen, das hatten die anderen Dorfkinder alle nicht.«

Eefs Familie hatte ihren eigenen Stolz. Während andere Väter sich querstellten, wenn ihre Töchter auf der Realschule weiterlernen wollten – »Ich bin nur sieben Jahre zur Schule gegangen, und mehr braucht ihr auch nicht« –, taten Eefs Eltern alles, um ihren Kindern den gesellschaftlichen Aufstieg zu ermöglichen. »Ihr braucht nicht denselben Weg zu gehen wie wir«, sagte ihre Mutter immer. »Es gibt mehr auf der Welt.« Und sie war dafür zu vielem bereit – notfalls nahm sie noch eine Arbeit dazu, um einen zusätzlichen Kurs für die Kinder zu finanzieren. »Geht nicht liegt auf dem Friedhof«, war ihr Motto, »und Willnicht liegt daneben.«

Urlaub gab es nicht – einmal setzte Eefs Mutter ihre beiden jüngsten Kinder in den Bus nach Alkmaar, und sie durften ein paar Wochen in dem Haus wohnen, wo ihre älteste Tochter Dienstmädchen war, ein herrliches Erlebnis. Aber durch den Handel des Vaters behielt die Familie einen offenen Blick für die Außenwelt. Eef: »Die Grenze, die Grenze, das war für mich ein richtiger Begriff. ›Es gab Probleme an der Grenze«, sagte mein Vater manchmal; für mich war das eine Art geheimnisvolle Mauer. Als ich zwölf war, durfte ich einmal mit ihm mit über die Grenze. Das war ein riesiges Ereignis.«

In allem drängten Eefs Eltern ihre Kinder weiter. Sie erinnerte sich, daß ihr Vater einmal im Ausland an einen vornehmen Tisch mit allerlei Sorten Besteck geraten war, mit denen er nichts anzufangen wußte. Als er nach Hause kam, sagte er seinen Kindern: »So etwas darf euch nicht passieren« – und seitdem wurde in diesem kleinen Bauernhof fein säuberlich nach der Etikette gegessen. Wenn sie »Was?« sagte, wurde das sofort korrigiert: »Was sagt Vater?« – einmal lief ihr der Vater deswegen sogar bis zum Schulhof hinterher. Für den Fall, daß Gäste kamen, lernten die Kinder, anständig die Hand zu geben.

Von Kindheit an mußten sie auf dem Bauernhof mithelfen. Aber melken durften sie nicht lernen, obwohl vor allem Eef das gern gewollt hätte. »Ich habe unter den Kühen gesessen, seit ich neun bin; ihr müßt etwas anderes lernen«, sagte ihre Mutter. Und ihr Vater: »Wenn man einmal melken kann, dann muß man es später immer machen. Wenn man es nicht kann, dann braucht man es auch nicht zu tun.«

Die Bauern im Dorf behandelten sie wie Luft. Aber der Vater schärfte ihr ein: »Du bist nicht weniger wert als sie. Und auch nicht mehr.« Als die Jungen aus einer asozialen Familie vom Rande des Dorfes angingen, zu den samstäglichem Tanzfesten zu kommen, erklärte ihr der Vater nach den obligatorischen Ermahnungen über »Ehre« und »Anstand«: »Wenn sie dich um einen Tanz bitten, mußt du ja sagen, denn es sind Menschen wie du und ich; aber komm bloß nicht mit ihnen nach Hause.«

Das Joch, an dem einst die Körbe mit den Broten befestigt waren, hängte Eef später in der Kneipe an die Wand, neben die Trophäen vom Kaatsklub und vom »Tippen«.

*

In Jorwerd, sogar im modernen Jorwerd, gab es noch vieles, was in der Stadt längst verlorengegangen war. Es roch dort nach Gras, Rauch, Sägespänen, Heu, Mist und Erde. Die Nächte dort waren schwarz und die Luft noch voller Sterne. Jeder hatte Zentralheizung, elektronische Thermostate und doppelte Verglasung, aber das Wetter drang noch immer durch alle Ritzen und Löcher. Ein Sturm war hier ein Abenteuer, das man in der Stadt so nicht mehr erlebte.

Ein paar Tage nach Peets Beerdigung begann der Wind über die Ebene zu jagen, die Schafe duckten sich mit dem Hintern zum Wind, und an einigen Stellen konnte man kaum mehr laufen. Wolken jagten über den Himmel wie Rauch aus einem Fabrikschornstein. Bäume und Bauernhöfe stachen scharf gegen die dunkelgraue Luft ab. Im Dorf schepperten die Dachziegel, der Wind pffiff um Bäume und Laternenmasten, Bioeimer aus Plastik rollten über die Straße. Die Luft war voller Unruhe, und als die Kinder aus der Schule kamen, rannten sie jubelnd über die Straße, die Jacken halb geöffnet, und ließen sich wie Blätter von den Windstößen fortreiben.

Am nächsten Morgen herrschte Totenstille, und alles, was im Dorf geschah, war klar und deutlich zu hören: der Hilfsarbeiter der Gemeinde, der einen kaputten Dachziegel auffas und einen Grünstreifen mähte, das Beladen eines Lastwagens, ein Traktor in der grauen Ferne.

Gais Meinsma trat mit ihrem Hund aus der Tür. »Hoej!« Folkert kam auf dem Fahrrad vorbei. »'n Guten!« Eef stieg in ihr Auto. »Hoej!« Dort lief Siesling, der alte Schiffer. »Hoej!« Jeder im Dorf grüßte. Freunden sagte man guten Tag, bei Bekannten hob man den Finger, bei Dorfgenossen nickte man, aber wenn man etwas sagte, dann war das immer: »Hoej!«. »'n Guten!« verwendete man zwar auch, aber meist fungierte das als Abschluß einer etwas längeren Begegnung. »Hoej!« war der Standardgruß, ein Luftseufzer von unten aus den Stimmbändern. Bei den Älteren war der Ton oft etwas niedriger, beinahe wie ein leichtes Muhen.

Manchmal entspann sich ein Gespräch, das fast ohne Worte auskam, in dem man eher die Gegenwart des jeweils anderen genoß, als daß man Informationen ausgetauscht hätte: »Na!« (Schweigen) »Na!« (Schweigen) »Soso!« (Schweigen) »Na dann, 'n Guten!« Oft fiel auch kein einziger Laut: Man begnügte sich damit, den gestreckten Zeigefinger an die – meist nicht mehr vorhandene – Mütze zu heben.

Fremde wurden meist erst nach leichtem Zögern begrüßt, zumindest, wenn sie selbst die Initiative ergriffen. Bei ihnen fungierte der Gruß als eine Art Besucherausweis: Sie durften dabei sein, allerdings nur auf Zeit. Die zugezogenen Frauen hatten ihren eigenen Stil des Grüßens entwickelt, in ihrem »Hoej!« war eine Melo-

die versteckt, die von oben nach unten ging: »Hoeoi!« Wie es auch immer klang, es war stets ein kleines Ritual der Zusammengehörigkeit, das besagte: Das ist einer von uns.

So wurden alle Ereignisse innerhalb der Dorfgemeinschaft vom Gesetz der kleinen Zahl beherrscht, ein Gesetz, das man in der Stadt kaum kennt. In einer kleinen Gemeinschaft kommt jeder Seele großes Gewicht zu. Eine Reihe neuer Wohnungen fällt in einem Stadtviertel kaum auf, aber in einem Dorf mit vielleicht hundert Haushalten haben zwanzig neue Familien enormen Einfluß.

Der Erfolg von Aufführungen, Wettkämpfen, Versammlungen und anderen Projekten ist häufig dem Einsatz von ein oder zwei Schrittmachern zu verdanken, aber auch das Gegenteil trifft zu. Dorfgemeinschaften sind brüchig geworden, jetzt, wo man nicht mehr gemeinsam auf dem Acker und mit dem Vieh arbeitet und Leute aus demselben Dorf einander nur noch in der Kneipe oder im Theater oder Vorbeilaufen auf der Straße sehen. Unter solchen Umständen kann ein einzelner viel zerstören, und zwar für lange Zeit.

Dies traf auch auf Jorwerd zu. Eine Handvoll Leute hatte das Dorf ausgemacht, die Feste und Zusammenkünfte organisiert, die Vereine zusammengehalten, die Schule unterstützt, jahrzehntelang. Aber es brauchte nur einmal ein befristet angestellter Schulleiter dem Alkohol zu verfallen – wie in einem Nachbardorf geschehen –, und die Schule verschwand, für immer. Und als ein aggressiver Schreihals in einen Neubau einzog, brauchte der nur ein paar Wochen in der Kneipe herumzustänkern, und schon blieben Gäste weg. Gott sei Dank verzog er sich schnell wieder, sonst wäre das wichtigste soziale Zentrum des Dorfes in ernsthafte Schwierigkeiten geraten.

Wer gehörte dazu und wer nicht? Die Jugendlichen hatten dafür komplizierte Schlüssel: Es gab Einheimische, und es gab Zugezogene, ferner wurde zwischen friesischen und nichtfriesischen Zugezogenen differenziert, und schließlich gab es einen Unterschied zwischen aktiven und passiven Zugezogenen. Kurzum, für den Städter, der hierherkommen wollte, war nicht alles im voraus verloren.

Die Älteren hatten strengere Normen. Als Eef in der Kneipe in eine Diskussion über die Frage geriet, wer ein echter Jorwerder sei

und wer nicht, vertraten Folkert und seine Freunde eine sehr unterschiedene Meinung. Obwohl Eef im Dorf wohnte, seitdem sie zwanzig war, und dort schon seit dreißig Jahren das einzige Lokal betrieb, waren die Männer einhellig und unwiderruflich der Meinung: »Du bist keine echte Jorwerderin, denn du bist in Baard geboren.« Und als der Pfarrer in einem Gespräch mit einigen Mitgliedern des Kirchenrats den hochbetagten Sije Hogerhuis erwähnte, da rutschte einem von ihnen raus: »Ja, aber das ist doch kein echter Jorwerder, der ist erst 1927 hergezogen.«

Die Zugezogenen, die an den Umgang mit Fremden gewöhnt waren, lachten darüber. Aber auf gewisse Weise hatten die Älteren recht. Es werden allerlei Elemente von Konformismus und Fremdenangst eine Rolle gespielt haben, aber im Grunde war diese Vorsicht nichts anderes als ein Akt der Selbsterhaltung.

Dorfgemeinschaften mochten im Jahre 1995 stabiler und auch wohlhabender erscheinen als jemals zuvor, aber der Schein trog. Mit der Landwirtschaft war die Stabilität nicht nur aus der dörflichen Wirtschaft, sondern aus dem gesamten sozialen Leben des Dorfes gewichen. Manche Dorfgemeinschaften waren so pseudostabil, daß sie bereit waren, auf die günstigen Impulse eines »guten« Neulings zu verzichten, weil die Risiken für die Gemeinschaft zu groß waren, wenn man einen »schlechten« Neuling zu rasch und zu weitgehend akzeptierte.

Unbewußt nahm man in kleinen Dörfern ständig eine Interessenabwägung vor. War das einer, der lange bleiben würde oder nicht? War das eine nette Familie oder ein Haufen Nörgler? Waren sie alt, oder würden sie der Schule Kinder bescheren? Wollte er Land kaufen, das ohnehin schon Mangelware war? Oder würde er, mit all dem Geld aus der Stadt in seiner Hosentasche, viel zu viel für das heruntergekommene kleine Häuschen am Kanal bezahlen? Und würden danach noch mehr Fremde kommen, so daß die Häuserpreise in die Höhe schnellten und die eigenen Kinder nirgends in der Gegend mehr etwas kaufen konnten?

So blieb im Dorf das Wirtschaftliche privat, und das Private war dort sofort ein Politikum. Die Existenz war, anders als in der Stadt, nicht in Segmente aufgeteilt. Sie war allumfassend.

*

Das Gesetz der kleinen Zahl wurde für viele Dörfer aktuell, als Ende der achtziger Jahre Bauunternehmer und Baugesellschaften das Dorf neu entdeckten. »Wohnen am Wasser!« warben die Tageszeitungen in der Randstad*. An der Peripherie kleiner, alter Dörfer, neben versandeten Wassergräben und stillen Gewässern, tauchten plötzlich Villen »mit Einstellplatz und eigener Anlegestelle« auf, ein Viertel nach dem anderen wurde aus dem Boden gestampft.

Mit großer Geschwindigkeit breitete sich dieser weiße Schimmel über die Provinz Friesland aus. Zwischen den Dörfern brachen regelrechte Kämpfe um die Gunst der wohlhabenden Neulinge aus. Es wurden Baugenehmigungen für Projekte erteilt, die ein Jahrzehnt zuvor noch unvorstellbar gewesen wären. Die Gemeinden, die ihre Einnahmen schrumpfen sahen, erwarteten sich von den reichen Rentnern aus der Randstad neue Impulse. Die Unternehmer träumten von zusätzlichen Aufträgen. Die dahinsiechenden Dorfschulen erhofften sich neue Schüler. Geplant wurde nach Wildwestmanier. Dahinter steckte weniger ein politisches Konzept als vielmehr die Angst vor der neuen Zeit, die die Gemeinden und Dörfer antrieb.

Im Nachbardorf Wiewerd war bereits hinter einer Art Lärmschutzwand ein Kuckucksjunges herangewachsen, das beinahe genauso groß war wie der Rest der Dorfes. Dort standen futuristische Bauten mit großen Aluminiumfenstern im Schlamm, daneben Häuser mit hohen, geraden, belgischen Mauern aus gelbem Backstein, und wieder andere Villen erinnerten an amerikanische Scheunen.

Dem Ort Mantgum war ein ähnliches Steingeschwür angeklebt worden. Wohnen am Wasser war auf dem Immobilienmarkt ein absolutes Muß; weil es aber rings um das Dorf nur Weideland gab, hatte die Baugesellschaft die nötigen Wassergräben und Kanäle selbst ausgehoben. Überall an diesen geraden, soeben erst entstandenen Gewässern warteten Villen auf ihre neuen Besitzer, und einstweilen fuhren die alten Dorfbewohner Sonntag nachmittags dort vorbei. Über einen der Wassergräben hatte man eine kleine

* Randstad: Ballungsgebiet im Westen der Niederlande zwischen den Städten Rotterdam, Den Haag, Amsterdam und Utrecht (Anm. d. Übers.).